

(Nachdruck verboten.)

## Die Badereise der Familie Hellvik.

10] Von Alfred af Hedenstjerna.

„Aendern?“ sagte die Oberstin. „Die Königshymne in ein Dankgedicht an die Badefrauen umändern? Wie sollte das möglich sein, liebster Assessor?“

Halldelin lachte überlegen, ging auf sein Zimmer und suchte den alten Entwurf hervor. In einer Stunde kam er wieder herunter, rief Pingvall, Frau Hellvit und ein halbes Duzend anderer wichtiger Personen herbei und las mit viel Selbstgefühl und großer Begeisterung vor:

Gleich der Najad auf den Bogen,  
Kräftig und hold und jung  
Schwimmend kommt angeflogen,  
Frisk, neugestärkt im Schwung  
Durch die Fluth die Jungfrau schau!  
Das ist das Wert der Badefrau.

Schnell wird gesund gemacht  
Jeder in unserm Ort.  
Selbst der Bodagriff lacht,  
Fährt nach der Kur er fort.  
Reibt ihn doch die Badefrau  
Im Bade hier fast braun und blau!

Thue Dich, Frauchen, nicht zieren,  
Du so bewährt und alt,  
Die so oft uns ließ frieren  
Unter der Branse kalt.  
Nimm die Gab' des Komitee  
Für all' Dein Wirken, Badefee!

Jubelnd und frohgestimmt  
Tranken wir manches Glas.  
Alle Schmerzen uns nimmt  
Diesiger Quellen Raß.  
Macht gesund das Moorbad, grau,  
Wir danken's auch der Badefrau.

Feen der Badezellen,  
Jugend, Gesundheit ihr schafft,  
Dank macht die Herzen schwellen  
Für die massirende Kraft!  
Nächstes Jahr auf Wiedersehen,  
Ihr lieben, alten Badefeen.

Bei dem Beifall, der sich nun in dem kleinen Kreis vernahmen ließ, that der Oberlehrer Wiman einen stillen, aber heiligen Eid, niemals mehr jemandes Verse zu kritisiren; aber, wenn möglich, seine Schuljungen so zu drillen, daß sie im reifen Alter einen etwas besseren Geschmack in der Anwendung ihrer Muttersprache offenbarten, als der Assessor Halldelin.

Strahlend schön brach der Tag des Festes für die Badefrauen an, man war allgemein zufrieden, und mancher war im Stillen vielleicht noch heiterer und behaglicher gestimmt, als wenn die Huldigungen dem Könige gegolten hätten.

Nur der Kurdirektor Mlodz ging finster und grübelnd drängen in den abgelegenen Alleen umher und blähte wehmüthig nach seiner linken Brustseite. Wer weiß, ob es jetzt zu Weihnachten eine solche kleine Bier gab. Hätte dagegen Seine Majestät mit eigenen Augen gesehen, wie ausgezeichnet hier alles war, dann . . .

Eine deutliche Musikbände war auf ihren Streifereien in Schweden auch nach Gesundbrunn gekommen und trotz der energischsten Einwendungen des Direktor Pingvall von Amtswegen doch engagirt worden, um mit ihren mehr als zweifelhaften Tönen das Fest zu verherrlichen.

Alles ging in dem gemeinsamen Interesse auf. Selbst Hellvit's Peter fand sich eingeladen ein, half Laub tragen und aufwarten, wo er konnte, und wurde von einer der Direktionsdamen freundlichst ersucht, auch nach dem Beginn des Festes dazubleiben und als Handlanger zwischen der Küche und dem Buffet im Freien mitzuhelfen.

Peter hatte ja auch ein Herz, obgleich es tief drinnen saß in einem fetten Körper, und dieses Herz begann zu klopfen und zu springen beim Anblick einer netten, kleinen Wäscherin, die in fürchtbarer Eile hin und her lief und aufwartete und mindestens so viel that, wie zwei andere, und

ganz reizend aussah in ihrer Nationaltracht. Sie hatte Peter mehrmals freundlich um eine Gefälligkeit gebeten, und Peter empfand den lebhaftesten Wunsch, sich um ihretwillen auf den Kopf zu stellen oder etwas noch Schlimmeres anzurichten. Als die Arbeit für eine Weile etwas nachließ, trat er verlegen hervor, legte seine braune Hand auf ihren feinen Arm und sagte:

„Meenen Sie nicht, wir häwe uns nu genug abgehekt und könnten uns e bische dort in d'n Schatten setze?“

Das Mädchen fuhr zusammen und blickte ganz erstaunt auf; aber dann lachte sie herzlich und sagte:

„Ja, warum nicht?“

Sie zogen sich in eine schattige Laube zurück, in der das Mädchen sich hinsetzte und Peter schelmisch von der Seite anguckte, der sich nur auf den äußersten Rand der Bank setzte und sagte:

„Schrecklich heek, hiede . . .“

„Sehr!“

„Wat kriege Sie denn für den Dag, dat Se sech so abheke?“

Ihre Augen funkelten sehr bedenklich, aber sie biß sich in die Lippen und blieb ernst.

„Fünfzig Dere.“

„Det is ja erbärmlich! Lo Gus häwe de Mächens im Sommer eene Krone für den Dag!“

Er rückte ihr allmählig immer näher, schließlich legte er den Arm um ihre Taille und rief:

„Mei liewes Zuckerherzche! Herrje, könnte Se mi nich e ganz kleen bische gern harve . . .“

Das Mädchen fuhr mit einem Schreckensschrei auf und sprang davon, so schnell sie konnte. Peter schlich ihr wie ein begoffener Pudel nach und sah dann, daß sie mit glühenden Wangen und laut lachend mitten in einem Kreise junger Damen stand und ihnen offenbar etwas sehr Komisches erzählte. Aber da wurde Peter wüthend, trat, mit der Mühe in der Hand, näher und sagte:

„Jo, jo, entschuld'gen Sie man nur! Nu begreife id ja, dat Se sich man nur verkleedet häven, wie's ihrer vier Stücker daheeme am Geburtsdag det Herrn Brobst gemacht häven, aber id konnt' doch nich gut sehe, dett Se von best're Leit' sein . . .“

Dann machte er kehrt, ging aus dem Park hinaus, direkt hinauf auf seine Bodenkammer und legte sich schlafen, unzufrieden mit sich selbst, wie damals vor zwei Jahren, als er, bei einer Wendung vor der Pfarrkirche daheim den Wagen umgeworfen. —

Der große Politiker hat soeben von dem Ortsrichter erfahren, daß Herr Hellvit in seiner Gegend äußerst populär wäre und daß es mit ihm abhinge, ob er, wenn er ja auch ein ganz unpraktischer Mann sei und sich für Politik wenig interessirte, bei eintretender Wintern im Herbst in die erste Kammer hinein wollte oder nicht, denn er würde fast alle Stimmen bekommen.

Daher war der große Mann sehr gnädig gegen den alten Hellvit, ging mit ihm in den Alleen spazieren und schlug zweimal vor, daß sie jeder fünfzig Dere für die „Najaden“ opfern sollten, eine der Extra-Schenswürdigkeiten des Tages gegen besonderes Entree. „Die Najaden“ waren: die Fräulein Ohlsson, Karlsson und Brandisen, sowie Hellvit's Gerda, die in Schwimmanzügen, bei denen man versucht hatte, die etwas widersprechenden Forderungen des Schiälischen und des nassen Elementes zu vereinen, in einem Meer aus blauem Tüll lagen und schwammen, das sich in einem alten, nicht mehr benutzten, fein ausgestatteten und geschmackvoll decorirten Eishaus befand. Fräulein Berg, die aber sehr getränkt war über die Geringsfügigkeit ihrer Aufgabe, stand daneben und brannte bei jeder Vorstellung drei bengalische Flammen ab. Die Najaden zeigten sich jede halbe Stunde und waren das erfolgreichste lebende Bild des Festes, obwohl man auch die „Prinzessin Dornröschen“ hatte, „Svea, Nora und Dania“, sowie die „Königin Blanca“.

Frau Hellvit's ländliche Anschauungen waren die Ursache gewesen, daß Gerda's Anzug noch „unnajadischer“ geworden war, als der der Anderen, aber die Natur hatte dieser lobenswerthen Absicht entgegen gearbeitet, da Gerda Hellvit die herrlichste Figur hatte; und der einflußreiche Deputirte äußerte

bei den beiden Vorstellungen, die er mit seiner Anwesenheit beehrte, beide Male ganz gleichlautend zu Papa Hellvit:

„Wie reizend die Tochter des Herrn Doktors ist! Wie schade, daß sie so verborgen in einem Landort lebt. Sehr schade! Sehr schade!“

Und dann sangen die Najaden ein Liedchen, das Professor Galldelin nicht geschrieben hatte, und eigentlich durften die stimmbegabten Fräulein Ohlsson, Karlsson und Brandtson nur deshalb in dem Bilde mitwirken, denn idealere Figuren meint man selbst in Gesundbrunn gesehen zu haben.

In einer Laube saßen Herr Nilsson und Anna Hellvit und sprachen wenig, fühlten sich aber doch sehr glücklich.

In einer anderen saß ein kleines Mädchen, das mit zu jenen gehörte, die den verantwortungsvollen Auftrag bekommen hatten, um höchste Preise die Rosen zu verkaufen, die ursprünglich dazu bestimmt waren, auf die Wege des Landesvaters gestreut zu werden. Aber das Mädchen weinte, wie man nur im Lenz der Jugend weint, weil sie, die weniger schön und sehr schüchtern war, für die Rosen nicht mehr zu bekommen vermocht hatte, als fünfundsiebenzig Oere, während ihre Kolleginnen mit Kronenscheinen knitterten.

Da kam ihr Vater dazu, ein reicher Fabrikbesitzer, hörte bekümmert von ihrem Mißgeschick, steckte seiner Tochter sieben Fünfkronenscheine zu und schleuderte die Blumen verächtlich zu Boden.

„So, siehst Du, das ist Deine Tageskasse, mein Kind. Du hast wenigstens einen treuen Bewunderer.“

Die Kleine lachte, unarmte und küßte ihn, denn es war nun ganz dunkel im Park, wo die Lampions nicht zu leuchten vermochten.

Aber ein paar junge Leute, die vorbeikamen und einen leisen Laut von dem Küchlein vernahmen, das der Papa bekam, zuckten die Achseln, und der eine sagte:

„Die Liebelei scheint gegen die Nacht ganz ernst zu werden.“

Und überall herrschte Freude und Zufriedenheit, aufgenommen in den Herzen der Mädchen, die Najaden, Dornröschen, Svea, Nora, Dania hatten sein wollen, aber nicht dazu genommen wurden. Diese jungen Damen und ihre Angehörigen gingen umher und sagten, Gesundbrunn wäre ein richtiges Nest, Kurdirektor Klotz der reine Schwindler und der Ton in der Gesellschaft nicht so, wie er sein sollte. Der Bruder einer in ihren Gefühlen Getränkten erzählte, er wüßte bestimmt, daß auf dem Budget des Kurorts jährlich viertausend Kronen für Musik angezählt wären, aber die steckte der Direktor in die Tasche und engagierte schlechte deutsche umherziehende Musikanten.

Später am Abend zogen die Najaden sich an, steckten ihr Haar auf, und die Fräulein Ohlsson, Karlsson und Brandtson stellten sich ganz bescheiden, wie gewöhnliche sterbliche Mädchen in dem Chor auf, der die Galldelin'sche Hymne sang:

„Gleich der Najad auf den Bogen . . .“

Allgemeiner Jubel und Abbrennen einiger Feuerwerkskörper unter Leitung des Baron Sternfeldt.

Agel Hellvit, der an diesem Abend ungewöhnlich wenig Unfug gemacht hatte, wußte es hierbei einzurichten, daß er sich gründlich die Hände verbrannte, und seine Jacke beim „Drängeln“ zerriß.

(Fortsetzung folgt.)

### Sonntagsplauderei.

Manchmal ist in einer Bemerkung, die in einem Wortkampf wie nebensächlich entschlüpft, ein förmliches kulturgeschichtliches Sinnbild eingeschlossen. Ein Staatsanwalt hat in dem Heilbronner Prozeß von den Angeklagten sagen dürfen: Dankt Eurem Schöpfer, daß Ihr Schwaben seid. Wäret Ihr Preußen, wer weiß, ob man Euch so glimpflich mit den Strahlen aus dem Wasserstrahl gedient hätte.

Ob dieser Staatsanwalt damit seiner Anklage-Rede eine besondere Kraft leihen wollte oder nicht, das ist nicht so sehr bezeichnend; die Aeußerung hat als Anschauungsmoment ihren Wert. So spiegeln sich ganz naiv die Zustände im Kopfe eines Staatsanwalts, nicht etwa im Kopfe eines partikularen, demokratischen Kleinbürgers von Württemberg ab. So fest begründet ist der Glaube an die anders geartete preussische Raison, daß ein Staatsanwalt von diesem Gegensatz wie von etwas Selbstverständlichem spricht. Er erlaubt sich gewiß keinen Tadel gegen die schroffe preussische Schneidigkeit, er glaubt nur, mit seinem Beweisgrund durchzuschlagen; und das ist so charakteristisch für die Einschätzung, an

der man im Südwesten Deutschlands heute noch, 27 Jahre nach der deutschen Einigung, der Vormacht gegenüber festhält.

Uebrigens könnte man der Anschauung des Heilbronner Staatsanwalts eine mehr ironische süddeutsche Aeußerung entgegenhalten, die sich sprichwörtlich gegen alles lehrt, was allzu schneidig und drohend sich geberdet. Sie lautet: So schnell schneiden die Preußen nicht. Auch in ihr ist vollsthümliche Erfahrung niedergelegt; und manch Einer, selbst wenn er Kriegsminister wäre und sich auf seinen breiten Säbel stützte, könnte ihn beherzigen. In den Reichstagsverhandlungen der jüngsten Woche war sicherlich bis in die Reihen schroffer Opposition hinein der angriffslustige Clan nicht das Entscheidende. Man merkte, daß der Reichstag verspätet, knapp vor Weihnächten, zusammengetreten war. Der Bevölkerung schien es, als wollte man im Parlament nicht unzeitig sein Pulver verschießen. Warum dann die überstarke Schneidigkeit auf anderer Seite? Warum die überstrenge Zensur des neuen Mannes, des Reichstags-Präsidenten? Die Verbitterung über gewisse Ereignisse wird immer ihren Ausdruck finden; kein Kurassier als Zensur wird's ihr je auf die Dauer verwehren.

Wie weit ein Scheinparlamentarismus führen kann, man sieht es im zerrütteten Oesterreich. Nicht der Parlamentarismus an sich ist in Wien zur Karrikatur geworden. Dort, wo immer ein Schein- und Pseuparlamentarismus bestand, konnten sich die wilden Lärmzungen als Widerspiel vorbereiten, wenn die Verbitterung alle Dämme durchbrach. Im Wiener Stadtparlament wurden in diesen Tagen auf Geheiß des Oberbürgermeisters Kueger einzelne Stadtverordnete aus dem Saal hinausgezerrt und getragen, weil sie sich den Vermahnungen Kueger's nicht fügten. Die Mißwirtschaft hat es glücklich dahingebracht, daß die Hinausgeschleiften sich wie Felder vorluden, daß das Unsinige mit einem Schein von Heroismus umgeben wird. Die Blätter für den dummen Kerl von Wien, die illustriert erscheinen, brachten natürlich sofort die Bilder der jüngsten „Heldenthaten“. So sehr kann sich aller Parlamentarismus zum Zerbild verkehren, wenn eine Mehrheit, wie in Wien, ihre Macht rücksichtslos ausbeutet und wenn man der Verbitterung nicht einmal Raum zur öffentlichen Klage gönnt.

Eine erfreulichere Kulturercheinung haben wir diesmal in Berlin zu verzeichnen. Es ist die erste Doktorpromotion eines Weibes. Fräulein Elsa Reumann ist unser jüngster Doktor geworden; sie hat ihre Examina sogar in „formalen, trodenen Fächern“, in Mathematik bestanden und die Universität steht noch; die Brüder Humboldt sind nicht von ihren Sockeln gestürzt und jene Herren Professoren, die „das Frauenzimmer“ am liebsten mit dem feurigen Schwert aus den Hörsälen vertrieben hätten, haben nicht einmal das Gallenfieber sich angeeignet. Den 6000 Studenten, die die Berliner Universität in diesem Winterhalbjahr zählt, ist auch der Schreden nicht in die Glieder gefahren. Und was wußte man im verzopften Vorurteil noch vor wenigen Jahren wider das Frauenstudium zu zieren! Es ist eigentlich keine kleine Bosheit von unserem ersten Fräulein Doktor, daß sie sich gerade auf Mathematik und Physik geworfen hat. Denn diese beiden Wissenschaften erfordern exakte logische Schlüsse und eine hauptsächlich Annahme geht dahin, daß es der Frau im allgemeinen an der Gabe fehle, streng logisch zu folgern. Es hat zwar schon weibliche Mathematiker gegeben und eine sehr berühmte Lehrerin darunter, aber der Ehrgeiz des ersten weiblichen Doktors von Berlin dachte wohl: Man kann dem Vorurteil nicht oft genug trotzen.

So fällt das Alte, Schlag um Schlag! Auch in der äußeren Struktur Berlins soll jetzt etwas Altgewohntes dahingehen. Der Thiergarten, unser ältester Naturpark, soll umgewandelt werden. Seine ursprüngliche Bestimmung als Wald- und Wildgehege war bis in die jüngste Zeit hinein noch zu erkennen. An einzelnen Stellen fand man dichten Baumbestand und, wie sehr auch die modernen Willenbauten den Thiergarten unflämmer machten, in seinen engen Ueberbleibseln war der Waldcharakter gewahrt, wenn man etwa vom Königsplatz abfiel. Auf Wunsch des Kaisers soll nun aus dem alten Thiergarten eine Art von englischem Park werden. Da handelt es sich darum, weitere Rasenflächen zu schaffen, für freiere Durchblicke und architektonische Arrangements zu sorgen. Aus dem Gain mit seinen mannigfach verschwiegenen Partien wird ein offenerer Stadt- und Tierpark. Bäume müssen fallen, der Blick muß unbehinderter als jetzt in's Weite streben. Freilich ist's dann auch mit dem vorbei, was heute noch das Baldbidylische im Thiergarten ausmacht. Nicht zu allen Tageszeiten war es gleichmäßig wahrzunehmen. Aber ehe der Arbeits- und Straßenlärm noch ganz wach wurde, und erst als leiseres Surren und Summen erklang, da war es noch wie ein Stück Baldfriedens im bellenden Hauserrösten Berlins. Und unsere Ritter vom Geiste waren es, die von jeher die lauschigen Gänge des Thiergartens als Morgenpromenaden bevorzugten. Alltäglich konnte man dem greisen Leopold Ranke, dem Historiker, begegnen; und der neulich verstorbene Dichter Theodor Fontane hielt dem Thiergarten ebenfalls die gleiche Treue.

So geht in den endlosen Häuserreihen das unbeschränkte Naturbegehren überall verloren; mit künstlicherem und künstlichem dagegen überhäuft man den Großstädter. Kam's auf die Massenhaftigkeit an, wir lebten in Berlin im gepriesenen Kunstzeitalter. Ein Dilettantismus, wie er unmöglich scheinen möchte, und ausgedühtes Raffinement andererseits führten oft zugleich auf die Sinne der Betrachtenden ein. Wer möchte das alles verbauen?

Wo so vielerlei sich kreuzt, muß man auch auf die kühnsten

Schwärmer stoßen. So ist uns ein funkelnagelneuer Dichter entstanden, der die patriarchalischen Herrenlaunen eines Stumm in blispolante Komödien umsetzt. Gäbe es Dichteralademien bei uns, vielleicht blühte Herr Hans Hauptmann, einem Namensvetter des Dichters der „Weber“, eine rechtshaffene Poetenprofessur. Herr Hauptmann, das muß man sagen, hat wenigstens den „Muth zur Wahrheit“. So heißt auch sein Schauspiel, das allerdings nicht in einem aristokratischen Theater Berlins, sondern draußen vor dem Hallschen Thor, im Belle-Alliance-Theater gespielt wird. Herr Hauptmann ist nicht schüchtern, das muß man ihm lassen. Er verachtet das profane Volk. Von seiner geistigen Höhe herab besieht sich der Große das kleine Gewimmel unter ihm und wie ein russischer (oder auch nicht russischer) Polizeiminister denkt er: dies alle Pack kann nur durch Jucht und Furcht vor dem Stod zusammengehalten werden. Das sagt er aber nicht zu sich im stillen Kämmerlein, das predigt er als dramatischer Agitator.

Es wäre überflüssig, über besagten Hauptmann noch ein Wort zu verlieren, wäre die Aufführung seines Stückes nicht solch' drastischer Beweis für die Kläglichkeit unserer Theaterverhältnisse. Wie selten harmonirt das Theater mit dem vorgeschrittenen Leben; wie oft dagegen erscheint es mumifizirt, dem geistigen Pöbel dienstbar. Wie viel bleibt noch für durchgreifend geistige Erziehung zu thun übrig, wenn ein Bühnendirektor nicht etwa in einer Umgebung von Junkern und Großindustriellen, sondern unter „kleinen Leuten“ so dreiste Attentate wagen darf! Man denke! Wie Satan um Hiob's Seele wetten darf, so wettele ein Fabrikant, von seinen profitgierigen Genossen gedrängt, um die Seelen seiner Arbeiter. Werden sie ihm weiter so ergeben bleiben, wenn er sie heim sucht? Er wendet also die Hungerpeitsche an und das höchst Merkwürdige geschieht: das Bettelgesindel streift. Der Fabrikherr kommt zwar nicht als frivoler Streikurheber ins Zuchthaus. Aber der Hochmächtige wird böse, er ist von seinem Idealismus leiert, als wären Arbeiter auch Menschen; wie der fallende Oswald in den „Gespensern“ nach der Sonne ruft, so ruft er ein ums andere Mal: den Stod, den Stod, den Stod für das Gesindel.

Es wäre zum Mel, wär's nicht zugleich so läppisch lächerlich! —  
Alpha.

### Kleines Feuilleton.

ed. Eine Jähre. Es war in der Mittagsstunde nach Schluß der Schulen, als ein etwa vierzehnjähriges Schulmädchen mit seiner Büchertasche in einen Handschuhladen trat und den anwesenden Inhaber schüchtern fragte, ob er Herrenhandschuhe Nr. 8 führe. Er überlegte im Stillen, daß sie Handschuhe dieser Art doch wohl nur für ihren Vater zu besorgen habe, bejahte also die Frage mit einer Art väterlichen Entgegenkommens und erkundigte sich, ob sie vielleicht Handschuhe „Marle Hundeleder“ wünsche, die gerade sehr modern wären.

Hundeleder? Ach nein; aus der Haut armer Hündchen möchte ich doch die Handschuhe nicht gemacht haben,“ sagte sie gefühlvoll. „Das wäre mir doch zu grausam.“ — „Nun, kleines Fräulein, das ist bloß ein Geschäftsausdruck,“ erklärte er herablassend. „Sie sind in Wirklichkeit gar nicht aus Hundeleder gemacht.“ — „Nun, wissen Sie, dann möchte ich doch diese Art Handschuhe lieber nicht kaufen,“ erklärte sie, dreister werdend. „Es ist doch so recht eigentlich unrett, wenn man vorgiebt, aus einem Stoffe zu bestehen, aus dem man doch garnicht gemacht ist.“ — „Wie Sie wünschen, Fräulein,“ meinte er mit nachsichtigem Lächeln. „Wir haben ja aber alles Mögliche in unserem Artikel auf Lager. „Hundeleder“ ist freilich viel getragen worden. . .“ „O, aber getragene Handschuhe wollte ich auch nicht haben,“ gab sie scheinbar mißverstehend zur Antwort. „Ich wußte nicht, daß Sie abgelegte Sachen verkaufen. Haben Sie denn nichts Neues auf Lager?“

Sein Lächeln wurde ein wenig matt; noch aber erhielt er es mutig aufrecht. „Wir führen alle Neuheiten der Saison,“ erwiderte er. „Wie wäre es denn mit einem schwedischen Handschuh?“ — „Schwedische Handschuhe klingen gut,“ antwortete sie. „Was bedeutet der Ausdruck?“ — „O, es ist nur ein technischer Ausdruck für eine gewisse Sorte Handschuhe,“ gab er ausweichend zur Antwort. Wer konnte wissen, was für einen neuen Einwand sie dagegen erheben möchte? — „Schwedisch bedeutet also nicht, daß sie von irgend einem Thiere herkommen?“ vergewisserte sie sich. — „Ich glaube nicht,“ gab er vorichtig zurück. — „Schwedisch klingt so geographisch,“ fuhr sie fort. „Am Ende kommen diese Handschuhe aus Schweden?“

Er schüttelte sich hinter seine ursprüngliche Ausrede. „Diese Geschäftsausdrücke bedeuten eben nichts weiter als — hm — als Geschäftsausdrücke. Wenn Sie mir gestatten wollen . . .“ Und er stellte einen geöffneten Kasten vor sie hin. „Vielleicht gefallen Ihnen diese?“ — „Nein, dies Grau ist mir zu dunkel.“

Er holte einen andern Kasten mit grauen Handschuhen herunter, die ihr zu hell waren. Er tauchte unter den Ladentisch und förderte rehbraune zu tage, die zu dunkel sein sollten. Darauf kam er auf der Leiter in die obersten Regionen seines Depositoriums nach andern rehfarbigen, die sie für zu hell erklärte. Als er noch eine Weile herumgesehen hatte, spielte sie die Gütige. Sie wollte nicht, daß er sich iretweiger Umstände mache, so werde sie diese nehmen. Also doch wenigstens ein Geschäft zu

machen! Das Lächeln stellte sich wieder auf dem Antlitz des Kaufmannes ein. „Wie Sie befehlen. Diese Sorte kostet das Paar sieben Mark fünfzig.“ — „Schön, dann bitte e i n e n.“ — „Ein Paar, meinen Sie?“ — „Nein, bitte, einen Handschuh, den rechten.“ — Das Lächeln erstarb von neuem auf seinem Gesicht. „Das läßt sich schlechterdings nicht machen,“ erklärte er ihr. „Wir reißten niemals ein Paar auseinander.“ — „Auseinandergerissene Handschuhe würden Ihren Kunden freilich nicht viel nützen,“ gab sie ihm schnippisch zur Antwort. „Ich aber brauche einen Handschuh, einen unzerrißenen, neuen — den rechten.“ — „Aber sehen Sie denn nicht ein, daß ein einzelner Handschuh für mich von gar keinem Nutzen ist?“ stellte er ihr halbverzweifelt vor. — „Fällt mir ja auch garnicht ein, Handschuhe zu Ihrem Nutzen kaufen zu wollen,“ meinte sie etwas schnodderig, wie ein echter Wadfish. „Ich brauche die Handschuhe für einen unglücklichen Mann, dem eine Hand amputirt worden ist. Sie werden also einsehen, daß zwei Handschuhe für ihn von keinem Nutzen sind.“ — „Ja, da kann ich Ihnen nicht helfen,“ erwiderte er, vor verhaltener Wuth halb außer sich. „Auseinanderreißen können wir eben kein Paar.“ — „Es versteht sich natürlich von selbst,“ äußerte noch wie nebenbei das Schulmädchen, indem es sich zum Gehen anschickte, „daß ich für den einen Handschuh den Preis des ganzen Paares bezahlt hätte.“

Der Mann am Ladentisch richtete sich von seinen wieder eingeordneten Handschuhen auf. „O, das ist freilich etwas Anderes,“ sagte er. „Dann bitte. Der rechte Handschuh war's ja wohl?“ — „O nein, nun danke ich Ihnen auch,“ antwortete sie lähl. „Sie haben mir ja mehrmals erklärt, Sie können die Paare nicht auseinanderreißen. Nun, dann behalten Sie sie. Ich werde meinen Handschuh anderswo kaufen, wo man den Kunden mehr entgegenkommt.“ Damit war sie aus dem Laden hinaus . . .

Nachdem der Kaufmann eine zeitlang wie rasend unter seinen Handschuhkästen herumgearbeitet hatte, trat eine andere Kundin zu ihm ein, die ganz entrüstet sagte: „Da habe ich doch eben draußen ein halbwichsiges Schulmädchen mit einer Büchertasche gesehen, das muß wirklich vollkommen betrunken sein. Es lacht immerzu ganz laut und unwändig vor sich hin, daß schon alle Leute stehen bleiben und ihm nachsehen. Jetzt eben ist es in die Pferdebahn gesprungen.“

„O, betrunken ist die hoffnungsvolle Person nicht,“ gab der Kaufmann wuthschraubend zurück. „Sie hat nur ihre Mittagspause dazu angewendet, sich auf ihre Weise zu amüsiren, und ich bin das Opfer gewesen.“ —

### Literarisches.

— In Freien Stunden. Von dieser im Verlage der Buchhandlung Vorwärts erscheinenden illustrierten Wochenchrift für das arbeitende Volk liegt uns der zweite Halbjahrsband für 1898 vor. Er enthält den Roman „Die Elenden“ von Victor Hugo. Ueber den Roman haben wir uns bereits in dem Feuilleton „Die Armen und Elenden“ Unterhaltungsblatt Nr. 174) ausgesprochen. Der künstlerische Schmuck des Buches rührt von J. Danberger in München her. In den Illustrationen, die den Gang der Erzählung begleiten, sind die malerisch wirksamen Szenen mit scharfem Blick herausgeholt, so daß sie wohl geeignet sind, die Wirkung zu steigern. Sie sind nach kräftigen realistischen Federzeichnungen hergestellt. Das ansprechend gebundene Werk (Preis 3,50 M.) eignet sich als Weihnachtsgeschenk. —

### Geographisches.

— Der höchste Gipfel der Anden-Kette. Der „Frankf. Zeitung“ wird geschrieben: Wie wenig die Gebirgskunde von Südamerika nach den grundlegenden Reisebeobachtungen Alexander's von Humboldt fortgeschritten ist, beweist der Umstand, daß die Frage nach dem höchsten Gipfel der Anden-Kette bislang noch nicht endgiltig entschieden war. Insgemein wurde dem nordöstlich von Santiago gelegenen Aconcaqua die größte Höhe zugesprochen, und auf der von Dr. Paul Esert in dem großen Debes'schen Atlanten gelieferten Karte von Mittel-Südamerika wird diesem Berge die Meterhöhe von 6970 zugeschrieben, während die beiden dieser Erhebung am nächsten kommenden Gipfel, der Illampu und der Illimani in Nordwest-Bolivia, die Höhenzahlen 6550 und 6470 erhalten. Wie dem „Temps“ joeben aus La Paz in Bolivia berichtet wird, hat der Engländer Sir Martin Conway bei einer jüngst vorgenommenen Besteigung des Illampu den Gipfel nicht erreichen können, in der Höhe von 24 000 Fuß hinderte ihn eine Schlucht am weiteren Vordringen. Den Neit glaubte er auf etwa 300 Fuß abschätzen zu müssen, so daß die Gesamthöhe gegen 7406 Meter beträgt, 634 Meter mehr als der gewaltige Nachbargipfel des Illimani, den Conway vorher bestiegen und auf 6772 Meter Höhe berechnet hatte. Somit ist der höchste Anden-Gipfel nicht mehr in dem Hauptstod, sondern in der bolivianischen Nebenette zu suchen. Zur endgiltigen Feststellung der Höhe des Illampu wird übrigens der Engländer seine Besteigung im nächsten Jahre wiederholen. —

### Völkerrunde.

kg. Seltsame Amulette bei den Maoris Neuseelands werden im „Archivio per l'antropologia e l'etnologia“ beschrieben. Sie sind aus Knochen des menschlichen Schädels hergestellt und werden auf der Brust getragen. Es sind bizarre Figürchen von 56—97 Millimetern Länge und 38—53 Millimetern

Breite, die menschliche Gestalten, mit untergeschlagenen Beinen sitzend, darstellen. Der Kopf ist auf die eine Schulter geneigt; er hat einen ungeheuren Mund, und die Augen treten scharf hervor. Auf zweien dieser Figuren sind die Augen und der Mund mit rothem Kitt überzogen; eine dritte trägt ein Ornament, wie man es auf Holzgegenständen der Maoris findet. Die größte Figur zeichnet sich durch einen hervortretenden Nabel und durch einen Einschnitt darunter aus, sie scheint eine weibliche Gestalt vorzustellen. Diese Amulette — Hi-Titi genannt — sind noch heute bei den Maoris sehr beliebt; sie sind Andenken von ihren Vorfahren und haben alle ihre besondere Geschichte. —

**Gesundheitspflege.**

ie. Ueber giftigen Honig bringt die Dezember-Ausgabe der „Therapeutischen Monatshefte“ einen werthvollen Bericht. Die eigentliche Veranlassung dafür bildet der Krankheitsfall eines 54jährigen holländischen Rechtsanwalts, der ungefähr ein Vierteljahr Honig zu sich nahm und darauf von eigenartigen Vergiftungserscheinungen befallen wurde. Diese bestanden in einem brennenden Gefühl an der Stirn, Gesichtshalluzinationen, Kälte und Blässe der Haut, schwacher und unregelmäßiger Herzthätigkeit und Benommenheit, später in Gesichtserbitterkeit, Bewußtlosigkeit, erschwerter und beschleunigter Athmung und krampfhaften Zuckungen zunächst in den Armen und darauf am ganzen Körper. Nach Anwendung eines Brechmittels und belebender Arzneien erholte sich der Kranke, jedoch blieb noch längere Zeit ein Schwächegefühl und ein prickelndes Gefühl auf der Zunge zurück. Der Honig hatte einen deutlich bitteren Geschmack besessen. Derartige Vergiftungen sind durchaus nicht selten und werden bereits im Alterthum erwähnt. Am bekanntesten ist der Bericht Xenophons in seiner Anabasis über die Vergiftung seiner Leute durch den Genuß von Honig, die sich in Erbrechen, Durchfällen und einem rauschähnlichen Zustande äußerte. Die Giftigkeit des Honigs von Trapezunt, um den es sich damals handelte, ist noch später wiederholt, auch in neuerer Zeit, festgestellt worden. Weitere Fälle von Honigvergiftungen werden aus Nordamerika, aus der Schweiz (wo in der Stadt Altdorf zwei Leute daran starben) und aus England gemeldet. In England erkrankten in diesem Jahre mehrere Knaben schwer nach dem Genuß von Honig aus Nestern der Erdhummel. Man hat schon frühzeitig vermuthet, daß die gelegentliche Giftwirkung des Honigs von seiner Herkunft aus giftigen Pflanzen zu erklären sei und die Wissenschaft hat diese Vermuthung zur Thatsache erhoben. Für den gefährlichen Honig von Trapezunt sind eine dort wachsende Azalee- und eine Rhododendron-Art verantwortlich zu machen. Diese Pflanzen enthalten, wie Flugge nachgewiesen hat, einen höchst giftigen Stoff, der in den Gewächsen der Erica-Familie nicht selten ist und zuerst in der japanischen Pflanze *Andromeda japonica* gefunden wurde, woher er den Namen *Andromedotoxin* erhielt. Die Giftwirkung dieses Stoffes wurde an Thieren unzweifelhaft erwiesen. Flugge hat auch geradezu den Honig von *Rhododendron*-Blüthen gesammelt, indem er ihn mit sehr feinen Glasröhren aus den Blumen aussog und so gewissermaßen den Bienen Konkurrenz machte. Auf diese Weise gelang es ihm, etwa 1 Grammm vollkommen farblosen und ganz durchsichtigen Honig zu gewinnen, in dem er den Giftstoff Gemisch feststellte. Auch der Fingerhut übrigens, sogar der Oleander ist als Lieferant von Gift Honig verdächtig. Wenn die Honigvergiftungen auch nicht gerade häufig sind, noch seltener tödtlich verlaufen, so ist es doch gerathen, mit dem Genuß eines irgendwie ungewöhnlich schmedenden Honigs vorsichtig zu sein. —

**Aus dem Thierleben.**

Das Aussterben der kleinen Vögel in Frankreich. Ein Südfrenzoise, Herr Vidard, hat seit sieben Jahren in den Nieder-Pyrenäen, in der Umgegend von Hendaye, auf einen Umkreis von 40 Kilometern Beobachtungen angestellt und namentlich in der Familie der Sperlingsvögel eine beträchtliche Verminderung gefunden. Der Nahrungsmittel ist fast ausgestorben, ebenso der Zaunfink und die Reife. Nur die Haubenmeise trifft man noch an. Aber die Amseln, Drosseln, Hänflinge, Ammern, die Dompfaffen, die Grasmücken und Finken verschwinden immer mehr. Die Distelfinken waren im Jahre 1895 noch sehr häufig in jener Gegend, jetzt findet man nur noch wenige Nester. Selbst die Feldsperlinge sind in der Abnahme, und nur die scheue Elster vermehrt sich. Schuld an dieser Ausrottung trägt einerseits die fortgesetzte Abholzung der Waldungen, andererseits die Stallwuth der Südfrenzoisen, die schon Daudet in seinem „Tartarin“ so drastisch geschildert. —

**Geologisches.**

Natürliches brennbares Gas in Holland und in Südeuropa. In Europa ist das Auftreten brennbarer Gase, sieht man von der Kohlenwasserstoff-Entwickelung in Bergbau ab, selten. Interessant ist das Naturgasvorkommen in Nordholland. Dort werden, wie im *Journal für Gasbeleuchtung* erwähnt wird, aus hervordringendem Brunnenwasser brennbare Gase in einem Gasometer aufgefangen und entweder im Naturzustande oder tarburirt benutzt. Die Quantität des Gases hängt von der Tiefe ab, bis zu der die Brunnenrohre reichen. Ein in Gebrauch

beständlicher Brunnen liefert stündlich aus 400 bis 1200 Liter Wasser 40 bis 200 Liter Gas, das je nach dem Barometerstande mit verschiedener Intensität ausströmt. Ein genügend Gas liefernder Brunnen deckt den Lichtbedarf eines Bauernhofes. Im Gegensatz dazu hat das natürliche Gas im östlichen Theile der englischen Grafschaft Sussex keine praktische Verwendung gefunden. Ueber das Vorkommen berichtet E. Dawson eingehend in „The Quarterly Journal of the Geological Society“. Das Vorkommen brennbarer Gase in dortigen Gebirgsschichten wurde 1875 zum ersten Male beim Messen der Temperatur in verschiedener Tiefe der Bohrlöcher festgestellt. Der zweite Fund wurde 1895 beim Bau eines artesischen Brunnens unweit der Bahnstation Heathfield im Kirchsprenkel Waldron in einer Tiefe von 69,5 Metern gemacht. Letzthin ist man beim Abbohren eines Brunnens unweit der zweiten Fundstelle zum dritten Male auf das Gas in einer Tiefe von rund 95 Metern gestoßen. Die Spannung des Gases wird auf etwa acht Atmosphären geschätzt. Eine Analyse ergab einen auffallend hohen Procentsatz (18 pCt.) Sauerstoff; zu fast drei Vierteln (72,5 pCt.) bestand das Gas aus Grubengas. Ammoniak, Schwefelwasserstoff und Kohlenäure wurden nicht nachgewiesen, dagegen 4 pCt. Kohlenoxydgas und 5,5 pCt. schwerere Kohlenwasserstoffe. Anscheinend stammen die Gase aus den bituminösen Purbed- und den mit Petroleum imprägnirten Kimmeridge-Schichten (oberster weißer Zura), sind in den Klüften des Gebirges emporgestiegen und haben sich unter den verhältnismäßig luftdichten Gebirgsschichten angesammelt. Diese Ansammlung ist dort am stärksten, wo die abschließenden Schichten sich gewölbeartig aufstellen. Dawson glaubt hierin einen Fingerzeig zu sehen, wo man die Gase in größerer Menge zu finden habe. — („Promethens.“)

**Humoristisches.**

Höchster Triumph. Eine Theatergesellschaft giebt in einem Dorfe Schiller's „Räuber“. Der Charakterdarsteller Meißer spielt den „Franz“ so realistisch, daß die darüber empörten Bauern ihm nach der Vorstellung auflauern und ihn ordentlich durchhauen. Ganz entzückt über diesen schauspielerischen Triumph, ruft Meißer, während die Schläge noch auf ihn niederregnen: „Ich danke Ihnen, meine Herren! Sie bereiten mir die schönste Stunde meines Lebens!“ —  
Der angehende Luftkurort. ... Also im nächsten Frühjahr, Herr Bürgermeister, tritt Ihr Dorf in die Reihe der Luftkurorte? —  
„Ja, und in drei Monat' wer'n ma auch a' Klima hab'n.“ —  
Heimgezahlt. „Ihre Ohren, Herr Karl, werden aber jeden Tag größer!“ — „So?“ Ich glaube meine Ohren und Ihr Verstand, das gab' einen famosen Gell!“ — („Flieg. Bl.“)

**Vermischtes vom Tage.**

Der Erfolg der „Berliner Sezession“ ist doch bedenklich geringer, als er zuerst darge stellt wurde. Es ist ihr, wie von dem Geschäftsführer des „Vereins Berliner Künstler“ mitgetheilt wird, nur eine eigene Vorjurü gewährt worden; sie hat dann ihre Kunstwerke nach der gewählten Ausstellungs-Jury zu unterbreiten. —  
y. In Wandsbelerfror ein 48 jähriger Arbeiter, der auf einem Wagen im Freien übernachtete. —  
y. Ein polnischer Hasenarbeiter in Hamburg feuerte auf seine Frau, von der er getrennt lebte, sechs Revolverkugeln ab, von denen vier trafen und die Frau lebensgefährlich verletzten. —  
In Darmstadt stürzte ein Neubau ein. Wahrscheinlich sind Bodenfestungen die Ursache. —  
Die Weinernte auf den Nebenhügeln Stuttgarts ist vollständig mißrathen. Die geringen Ernte-Aussichten sind durch Hagelschlag vernichtet. Ein Aufruf von Bürgern und Beamten der Stadt fordert auf, die in Noth gerathenen Weingärtner zu unterstützen. —  
c. e. Ueber Hinterwil im Kanton Aargau stieg vor einigen Tagen plötzlich eine mächtige, röthlich schimmernde Rauchsäule auf, offenbar das Zeichen eines großen Brandes. Sofort machten sich in den angrenzenden Ortschaften sechs Feuerwehmannschaften mit ebenso vielen Spritzen auf, um das Feuer zu löschen. Als sie jedoch an der vermeinten Brandstätte eintrafen, war keine Spur von einem Feuer zu finden. Die Leute hatten sich durch eine Luftspiegelung täuschen lassen. —  
Bei einer zweiten Operation, der sich in Paris eine Frau unterziehen mußte, entdeckte man im Leibe eine 25 Zentimeter lange Sonde, die bei der ersten Operation vor zwei Jahren ver-gessen worden war. —  
Unter den britischen Truppen in Bangalore (Indien) brach die Pest aus. Ein Soldat ist gestorben. —  
Infolge einer Kesselexplosion ist der Dampfer „J. Waller“ bei San Francisco in die Luft geflogen. Der Kapitän und fünf Mann sind todt, fünfzehn Personen schwer verletzt. —  
Von einer australischen Goldbergwerks-Gesellschaft wurde ein Klumpen von verhüttetem Golde nach Europa verschifft, der 5913 Unzen (167,6 Kilogramm) wiegt und über 400 000 Mark Werth hat. Er soll in der Bergwerks-Ausstellung zu Carls Court (London) und später in Paris gezeigt werden. —